

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Pechmarie und Hans im Glück.

Die Geschichte einer Jugendfreundschaft von C. v. Dornau.
Nachdruck und Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Dies war nun sein Schicksal. Der Weg, den Hans, der tapfere Kämpfer, der Sieghoffende — Hans im Glück! — gehen mußte. Ein Dornenweg, mit einer Kette an Fuße. Einer Kette, so schwer, so schwer, daß er fast daran verzweifelte, sie tragen — ertragen zu können.

Aber das durfte nicht sein. So feige durfte er nicht sein. Er würde sein Geschick meistern, den Leidensweg dieser Ehe gehen mit Mannesmut, mit männlichem Erbarmen. Er durfte seinen Jammer dies junge Wesen, das er zu seinem Weibe gemacht, nicht entgelten lassen. Es war ja nicht ihre Schuld, daß er sich so furchtbar getäuscht hatte. Sein die Schuld, sein die Last. Nun sah es weinend in einer Ecke, das arme, schwache, verschüchterte Püppchen mit dem Vogelhirn, mit dem leeren Herzen, und gränzte sich und mußte gar nicht, was es eigentlich begangen hatte.

Es war seine Pflicht, sogleich zu ihr hinüberzugehen, sie tröstend und beruhigend in seine Arme zu nehmen, ernst-freundlich zu ihr zu reden — den Versuch wenigstens zu machen, das irre Seelchen zu sich emporzuziehen.

Er trat in den Flur hinaus — kein Laut aus dem Wohnzimmer! Unten im Hause sang die treue Anne seinem Kindchen ein Wiegenlied. Um seines Kindes willen mußte er Geduld üben, unererschöpfliche Geduld — und weise und tapfer, und milde zugleich sein.

Er öffnete geräuschlos die Tür. Spähte mit bangem Bogen hinein — fuhr zurück — trat über die Schwelle — mit raschen, lautlosen Schritten hinter seiner Frau ans offene Mittelfenster.

Sie lag mit beiden Armen auf dem Fensterbrett aufgestützt, weit hinausgebogen, trotz des schneidenden Nordost, der ihr gerade ins Gesicht blies, und lachte — und lachte —

Er prallte bis zum Tisch zurück, stieß an einen Stuhl — sie fuhr herum und winkte ihn lachend näher:

„O! Komm! Sieh!“ rief sie freudig erregt. „Da unten — da liegt der alte Nachtwächter Hansje — betrunken, total betrunken — am hellen, lichten Tage! Er ist grad' vor unserm Hause hingefallen und versucht schon seit fünf Minuten vergebens, wieder auf die Füße zu kommen. Es sieht zu brollig aus — alle Nachbarskinder stehen um ihn herum und lachen vor Vergnügen.“

Sie war auch nur ein Kind — ein unerzogenes, ungebildetes Kind. — Er faßte sanft ihre Hand, zog sie in das schützende Innere des Zimmers zurück und schloß dann rasch beide Fensterslägel.

„Oh Kind,“ sagte er freundlich mahnend, „wie unverständlich von dir! Du wirst dich erkälten haben, so erbitzt, wie du bist vom Lachen! Ueberhaupt sollst du mir nicht länger

in diesem sonnenlosen Zimmer haufen — wir werden umräumen — was meinst du dazu? Das Wohnzimmer nach drüben verlegen, und deine schöne Buzzi nach hierher — ist das nicht ein geradezu großartiger Einfall?“

Marie kam erst am Vormittag des Taustages. Sie hatte sich lange nicht entschließen können, ob sie der Einladung überhaupt folgen sollte oder lieber die Unmöglichkeit, ihr Pensionat ein paar Tage zu verlassen, vorzuziehen, — — das das eben doch eine bewußte Unwahrheit gewesen wäre, bestimmte sie schließlich zur Reise. Sie schrieb Hans Imhoff erst am Tage vorher, daß und wann sie kommen würde.

Nun mußte ein Versehen vorliegen — oder man hatte ihr die verspätete Zusage übelgenommen — jedenfalls war niemand an der Bahn, um sie in Empfang zu nehmen. Und sie hatte doch im stillen auf diesen Weg mit Hans Imhoff gerechnet, als auf das einzige, was ihr Freude bereiten konnte an diesem Tage — — denn sonst war ein starker Widerwille in ihr gegen diese ganze Klein-Kinder- und häusliche Glück-Atmosphäre. — Ein häßliches Gefühl, dessen sie nicht Herr zu werden vermochte! Jetzt wäre sie am liebsten gleich wieder nach Berlin zurückgefahren. Torheit! Sie nahm statt dessen einen Wagen, den sie zufällig leer auf der Station fand, und fuhr allein nach Hans Imhoffs Haus.

Es lag im vollen, strahlenden Frühlingssonnenlicht. Der erste schöne Tag nach wochenlangen Stürmen. Das Haus leuchtete förmlich schon außen vor Glück, schien's ihr — — aber niemand kam ihr entgegen. Auch nicht, als längst der Wagen hielt, sie hinabgeleitet war, bezahlt hatte. — Sie bedeutete dem Kutscher, noch einen Augenblick zu warten — sie werde gleich jemand wegen des Koffers hinaus schicken. Verwundert stieg sie zur Haustür empor und schellte. Es lag beinahe etwas Unheimliches in dieser absoluten Stille und Verschlossenheit.

Im selben Moment ging die Haustür auf. Und Marie fuhr erschrocken — erschrocken zurück — eine Diakonistin in voller Tracht, zum Ausgehen bereit, trat hinaus, grüßte Marie mit ernster Miene.

Und zugleich fiel ein ungeheurer, wuchtender Schreck auf die Besucherin —: Hans! War er — krank? Sie streckte wie abwehrend beide Hände aus:

„Was ist los?“ stieß sie atemlos hervor — „was ist geschehen?“

Die Schwester sah sie ernst an.

„Sind Sie — eine Verwandte?“ fragte sie zögernd.

„Eine Verwandte von — Frau Imhoff, meine ich?“

„Nein! Eine Freundin. Ist — ist jemand krank im Hause?“

„Die arme junge Frau ist vor einer Stunde gestorben.“ Ein König, mit etwas geschäftsmäßigem Bedauern, hatte es die Krankenschwester gesagt. Jetzt tat sie doch einen erschrockenen Ausruf, einen heftigen, kleinen Sprung vorwärts.

Die fremde Dame war so totenbläß zurückgetaumelt,

daß die Schwester eine jähe Ohnmacht fürchtete. Aber Marie hielt sich allein aufrecht. Sie fuhr sich mit beiden Händen nach dem Kopfe:

„Gestorben? Gestorben?“ hauchte sie. „Hans Imhoffs Frau — gestorben? Das — das ist doch — nicht wahr, nicht möglich —“

Schwester Agnes schüttelte sehr betrübt den Kopf mit der weißen Haube und zog zugleich die Handschuhe an.

„Es kam auch sehr rasch — sehr überraschend,“ erklärte sie. „Eine Lungenentzündung — die arme junge Frau hatte sich vor neun oder zehn Tagen heftig erkältet. Eine gefährliche Wendung nahm die Krankheit erst vor einigen Tagen — heute früh trat plötzlich Herzschwäche ein. Herr Imhoff hat sie Tag und Nacht gepflegt.“

Schwester Agnes hielt erstaunt inne. Die Fremde hatte jäh kehrt gemacht und stürzte in fluchtähnlicher Eile zu dem unten wartenden Wagen.

„Fahren Sie mich sofort zur Bahn zurück — rasch! rasch!“ befahl sie. Sie saß schon drin, ehe der Mann sich noch recht besann. Und stoh, ohne einen einzigen Blick zurückzuwerfen — — Kein, sie konnte ihn nicht sehen in seinem Schmerz — sie konnte es nicht! Sie wäre an seinem Leid zugrunde gegangen!

7.

Wenige Tage später erhielt Marie in Friedenau einen ebenso überraschenden als Freude und Trost spendenden Besuch:

Philipp Koch machte auf seiner Reise nach dem Süden in Berlin den ersten Aufenthalt und suchte seine Jugendfreundin auf.

Sie fanden sich gegenseitig recht verändert seit dem letzten Zusammensein im Herbst. Marie erschien weich, zu Tränen geneigt, in bitterlicher Sorge um den anderen, schwergeprüften Freund. Philipps ständige, sanfte Ruhe dagegen war von einer großen, stillen Heiterkeit wie verklärt. Im Gegenjah zum vorigen Herbst, wo sein Wesen überschattet schien von bangen Ahnungen, wo sein gutes Auge Hans Imhoffs Gesicht immer wieder in sorgenvoller Bedrückttheit suchte — — doppelt auffallend war diese Wandlung, da er ja doch erst gestern dem Freunde geholfen hatte, sein junges Weib zu begraben. —

Er sprach kein Wort von ihr, nur wenig von Hans, sondern fast ausschließlich von sich selber. Auch dies — dies vor allem — befreudend ungewohnt an ihm. Er erzählte, daß er schon lange eine brennende Sehnsucht nach dem Süden verspürt habe. Und so froh sei, nun endlich mit gutem Gewissen reisen zu können. Daß er auch schon mehrere Wochen früher aufgebrochen wäre, wenn nicht dies — „du weißt schon“ — dazwischen kam.

Und nun wollte er weiter gehen, immer weiter nach dem Süden, dem Ziel seiner Sehnsucht — und Ostern, das ja in diesem Jahre so besonders spät fiel, in Rom verleben. Wohin es dann weiter ginge, wisse er noch nicht — er beabsichtige, sich ein wenig aufs Veratewohl treiben zu lassen.

„Das habe ich noch nie im Leben tun können,“ sagte er mit seinem glücklichen, leisen Lachen, „sondern immer ganz still und artig zu Hause geessen und nach der Uhr gearbeitet, und dazwischen erst die Großmutter, dann den Bruder, schließlich den Vater gepflegt — bis sie alle, eins nach dem andern, starben. An unserer Krankheit, du weißt ja. — — Und nun geht's mit einem Male, endlich, endlich, in die große, schöne, freie Welt hinaus! Das bekomme ich nun alles noch zu sehen — denke nur, Marie!“

„Ja, ja, das ist sehr nett für dich!“ sagte sie etwas ungeduldig. „Du hast wirklich noch schrecklich wenig vom Leben genossen — — für einen Mann wenigstens. Wir Frauenzimmer fühlen uns ja gewöhnlich in der Enge am wohlsten — mir z. B. wär's ein gräßlicher Gedanke, so aufs Veratewohl in der Welt umherzuirrlüfterieren. Aber nun erzähle mir, was Hans macht.“

„Hans?“ Philipp sah zum Fenster hinaus und ließ sein freundliches Auge auf den zarten Krokusblüten im Doppelfenster haften. „Was Hans macht?“ wiederholte er nachdenklich — zerschert erschienen's Marie.

„Nun ja,“ sagte sie mit stärker betonter Ungeduld, „du kannst dir doch vorstellen, daß ich gerne wissen möchte, wie es ihm geht, wie er sein Schicksal trägt, ob er sehr, sehr unglücklich, ob er zerschmettert ist —“

Ihre Stimme brach. Philipps Auge wich nicht von den Blumen.

„Er spricht nie darüber,“ sagte er langsam.

„Nun, natürlich nicht — das glaub' ich wohl! Aber das sieht man doch — du mußt es doch sehen —“

„Weil ich sein Freund bin, meinst du? Oder als — Spötkneifer?“ — Philipp lächelte ganz leise vor sich hin. — „Liebe Marie — sein Freund bleibe ich freilich bis zum letzten Atemzuge. Aber ich glaube, es gibt Dinge, die sich auch dem vertrautesten Freunde nicht enthüllen. Dazu gehört, was Hans Imhoff jetzt durchlebt. Da hindurch muß er ganz allein, aus eigener Kraft — und er kommt auch hindurch, glaub' mir das! — Aber weder ich noch du, noch irgend ein anderer Mensch in der Welt vermag ihm dabei zu helfen!“

„Das weiß ich wohl,“ sagte Marie in tiefer Traurigkeit. „Es tut nur sehr weh, ihm nicht helfen zu können — — und es würde mir ein kleiner Trost sein, zu wissen, wie er's trägt.“

„Wie ein Mann!“ sagte Philipp feurig. Sein großes, glänzendes Auge kehrte vom Fenster zurück und senkte sich tief in das ihre. „Daran laß dir genügen, Marie. Er schweigt — und arbeitet. Er braucht nichts als Stille und Arbeit, und hat beides die Fülle.“

„Aber sein Kind!“ Marie rang die Hände im Schoße vor innerer Qual. „Das Kind kann ihm doch nichts sein, als Sorge und Unruhe — was wird mit dem?“

Philipp sah zu Boden und überlegte.

„Es bleibt uns jetzt nichts übrig, als auch hier geduldig abzuwarten, bis er selber Rat und Hilfe verlangt,“ sagte er nach kurzem Besinnen. „Jede Einmischung wäre vom Uebel. Vorläufig hat er die treuesten Diensthöfen — die Amme vergöttert das Kind — und Miele ist beschränkter Geistes, aber willigen Herzens. Wir können ihm jetzt nichts Besseres antun, Marie, als daß wir gar nichts für ihn zu tun versuchen!“

„Das ist schwer!“ seufzte Marie. Sie erhob sich gleich dem Freunde, der abschiednehmend vor ihr stand. „Aber ich sehe ein, du hast recht, Phipp. Und was uns schwer wird, darauf kommt es gar nicht an. Nur auf ihn kommt es an. Nur daß er schließlich wieder Mut zum Leben bekommt, nachdem ihm sein ganzes Lebensglück zertrümmert ist!“

„Sein Lebensglück?“ wiederholte Philipp sinnend. Wieder ging sein Blick gedankenvoll ins Weite. „Mit dem Worte wird, glaub' ich, doch manch Mißbrauch getrieben,“ sprach er leise, langsam, wie immer zu sich selber redend. „Nie und nimmer glaube ich, daß Hans Imhoff damals in Braunschweig das Glück seines ganzen Lebens in die Hochzeitskutsche hob — —“

Er fuhr zusammen und schwieg fast erschrocken, so jäh, so heftig hatte Marie seinen Arm gepackt.

„Phipp,“ sagte sie, leise wie er, aber mit stoßender, zitternder Stimme. „Was hast du gesehen — damals am Hochzeitstage — zuletzt — als du und ich zusammen am Fenster standen?“

Er wandte sich zudend ab und versuchte sich freizumachen. Aber sie ließ ihn nicht los.

„Du mußt mir das jetzt sagen!“ rief sie. „Ich muß das wissen!“

Da kehrte er sich ihr bereits mit der alten, sanften Heiterkeit wieder zu, die ihn heute wie ein zarter Duft umschwebte.

„Kein Mensch muß wissen!“ scherzte er freundlich lächelnd. Dann wurden Blick und Ton wieder ernst, wenn auch die Güte nicht daraus verschwand:

„Ich sah, was ich für ein großes Unglück hielt — damals! So kurzsichtig sind wir Menschen — selbst wenn unsere Freunde uns Spötkneifer schimpfen! Der Tod ist nicht immer der Vernichter, selbst nicht, wenn er in eine Hochzeitskutsche steigt — er kann auch dann manchmal ein Helfer, ein Erlöser, werden. — Leb' wohl, Marie. Und verzage nicht, wenn du an unsern armen Jungen in der Heimat denkst. Er wird sich schon schließlich wieder darauf besinnen, daß er im Grund doch der „Hans im Glück“ bleibt.“

Das waren Philipps Kochs Abschiedsworte. Und so wunderbarlich und dunkel sie erschienen — es ging doch von ihnen, noch mehr aber von der sanften Güte und Heiterkeit des kleinen Phipp selbst, von der Erinnerung an sein tiefes, klares Auge eine lindernde Wohlthat aus für Mariens Herz — ein bleibendes Trostempfinden, das ihr über die nächsten bitter-schweren Monate hinweghalf. —

(Fortsetzung folgt.)

Wai dr Hannes Uurlaab behoam.

Von Ernst Nuth.

De Hannes, voerdem Knächt uff dem Schusters Hannich sein Hoop, woar aach truer dai Solboare kontne, em weil he en Fehler em aane Klage hoat, soboah he net so rächt alles gesehen konnt, woar he zom Landsturm ungezäie wben em is, wai sei Ausbildng zou em woar, zour Bewachng noach Bälge kontne.

Don läuwe Zeit goab doas Stüdelcher, wai dr Hannes dai trschte Doage in dem fremde Land inner dem fremde Volk mit seiner oatlige Sproach woar. So wail he aach sei lru uffriih, he konnt nai naat verlee, em des wollt em parduh net inn de Mooy emitt, boah dai bälgisch Klage net emol Hochdeutsch geschwäie kontnt. De proviert es immer widder däutsch mit de Lant zou geschwäie, doch als he zoulst ungesee hoat, doh es naat noht, hoah he sich aach von seine Kameroare gelangt, der des Französische gont verstant, der aach mit de Lant gewälsche kontnt em drinn bei der Kompannie Dolmätischer woar. Der sollt dem Hannes sein Quartierlant darn ewebes verexplunieren. Wai dai Jwa in des Haus emittkonnt, fängt de Hannes zerscht aach:

„Vojur!“ dann in sam schinsie Hochdeutsch em indem er uff de Kameroad häut: „Hier der Dolmetscher will mit Ihnere sprechen. Er wird etwas von mir sage!“

Woas dr Dolmetscher doa fir bawarische Läch gedoa hat, doas werd ir uch schon versieffe kenne.

Des is lang net alles, wad dr Hannes erläbt hoat. Dont ewer joacht, bis he säbert uff Uurlaab kintnt, he wail uch Doag emu Klacht zou verzähle, wail drausse sougitt. Eh hirt ewer gont zour, wai he saan Uriaab krät hoat.

Maan Hannes woar, des is joa wuhr, schon e schie Weil drausse, em von saane Kameroare woar de Name oder de Kamere widder emol behoam gewäst. Doa woar es dem Hannes goarnet rächt, dai he net uff Uurlaab kont. He hoat emwer aach gehirt, dai he e Besuch mache miht, em weil he net so rächt wih, wai das anfrage, hoat he en Bräip an saan Schaz geschriowe, an dai Moarrie e Maadie von trair Gesüntng. Dai Moarrie woar dem gestorbene Schusters Hannich sel anzig Maadie em dem Hannes, der wai gejaat uff dem Hoop Knächt gewäst woar, schunn versprode. Der Bräip woar so abgefaht:

„Mein lieber Schaz!

Ich erkreife die veder um Dir mitzubauen dai ich das Väite bagged mit Würdt kriecht haye. solche war Seer gud Liebe Wart ich dange fir Solde aus gantem Härken und du bist mein hästet Schaz indem du immer an mig dängit. Heute wold ich Dir schrauwe dai ich Gärt auf urlaaw vau dab. Deine Mutter kann ja ein Lautwirtschafsbüliges setug mache das gud am besten. schrauwe mir halt ion wegen dunt gehug. ich Fräue mig allewail schonn dai mir uns witerjoen können.

Es kriht un kist dig Taufentmal

Dein Schaz Johannes.“

Dai Moarrie hoat den Bräip geläse, es hätt net wail gefohlt, darn hätt se gegoarn weer Fräid, dai ihn läuwe Hannes doam kontne wellt. Herrsch, wai lang dai se schon uff ihn gont Hannes haffe, wai lang hoat ihr ihn Hannes schon gefohlt! Sai woar goarnet mie dai losig Moarrie, seitdem dr Hannes in Bälge woar, so hoat se sich verämet. Radierlich is se wai da Wind zou ihrer Modder gehäpvt em hoat ihr de Bräip gewisje em se geploagt, dai se noch omu selbige Doag des Besuch uff gefah ho.

Es mege oacht Doag denoach gewäst sei, doa dai dr Kompannie Feldwäbel wai gewentlich mojede dai Bräip, dai ankomme woart geläse. De woar net gowere Lanne, weil en dai Kerle ferdwährend mit Uurlaabsgeuche bestimte. Saint hoat he schon widder 3 Stüd krät, em he schloag uff de Dsch, doah dai Schreiver uff dem Biro weer Schred baal vom Stouht gefalle wern, em he dai en ferchterliche Bloud:

„Donnerwetter noch eins! die Brüder wollen nur auf Uurlaab fahen, weiter wisse se mir! Na, wartet, ich geh euch schon dafür!“

Damit moacht he sich an de nächste Bräip:

„Sehr Gehreter herr Haubman!

Indem dai mir ein groß landwirtschafft und viel Keder habe mechte ich de Herr Haubman underdänischst bitte dem Landsturm regunt Hannes Schlapv ein lange urlaaw zu gebe indem dr Hannes unfer Knächt war und indem er alle Urweid geschafft hat. Biewer Herr Haubman der Hannes is aug der präudischam von meine einig dochder di schon lang auf In mit fiel sensuat wartet. Der Herr Haubman wird gewis so Gud sein den Hannes halb beim zuschigen damit dai die erste zeitig verulommt und damit meine dochter sich wieder freue kann.

Es kist den herr Haubman meine dochter und ihr ganz ergebenst

Lina Schuster Wittwe.“

Dr Feldwäbel riht dai Klage uff em sing laut on zuo lache em loam net mer aus dem Lache eraus. Wai dr Haubman baal druff den Wisch emmer dai Klage behoam, doa dai he aach helle Läch em saant:

„Daha! der gute Hannes! Na, da liegt allerdings ein dringendes Bedürfnis vor. Er soll mit den nächsten Uurlaabern drei Wochen nach Hause fahren!“

So, des is bät wahr Geschicht wai dr Hannes zour sam Uurlaab kontne is, em weant he jekt baal selwert behoam is dann kann he uch noch bid von seine Erläntisse in Bälge verzähle!

Das „bescheidene“ Veilchen.

In diesem Jahr haben wir das Märzveilchen bitter vermisset, die Kunst des Gärtners, die ja zu jeder Jahreszeit Veilchen hervorzuholen vermag, hat uns zwar auch im März Veilchen bescheidert, aber da bei uns die Natur fast bis zum Ende dieses Monats noch ganz in Eis und Schnee starre und uns in dieser Zeit noch harte Winterfröste brachte, konnten und durften sich die Veilchen in der freien Natur diesmal im März nicht hervorzutragen, und sie holen erst jetzt, trotz aller Namen des April, alles nach, was sie im Vormonat veräumt hatten. Die phantasiereichen Griechen des Altertums, denen wir so viele Blumensagen verdanken, knüpfen an das liebliche Veilchen folgende schöne Mythe: Die glühenden Strahlen des Sonnengottes Rhodius Apollo verfolgten einmal eine der wegen ihrer hervortragenden Schönheit bekannten Töchter des himmeltragenden Atlas. Die Syrtide floh vor dem Gotte; da sie aber sah, daß ihre Kräfte nicht ausreichen würden, sich ihm auf die Dauer zu entziehen, so bat sie den Zeus um Rettung. Und dieser, von Mitleid ergriffen, verwandelte das jagende und verschäpfterte Mädchen in das lieblich-schüchterne Veilchen und schätzte seine kleine blaugünige, noch immer ängstliche Blume dadurch vor den verfolgenden Strahlen des erglühenden Gottes, daß er sie tief hinein in den Wald barg, wo sie auch jetzt noch im Verborgenen, den Sonnengott scheuend, weiterblüht. Seit dieser voritischen Sage gilt das Veilchen den Menschen als besonderes Symbol der Bescheidenheit. Dieser sinnigen Deutung entspricht nun freilich die nüchterne Naturbeobachtung nicht ganz. Das Veilchen ist keineswegs ein Schattengewächs; die Blanze liebt allerdings den Halbschatten, aber nur den Halbschatten, und sie weiß daher gar trefflich die Blätter im hohen Graue oder im Schatten der Heden vor den allglühenden Strahlen der Sonne zu schützen, die Blume selbst aber liebt wie alle Blüten die Sonne und das Licht, deren sie zu ihrem Gedeihen und zu ihrer Entfaltung dringend bedarf. Im hohen Gras ist der Stengel der Blüte lang, so lang, bis diese ans Licht gelangt ist, im kurzgrasigen Rasen aber ist der Blütenstengel kurz. Das Veilchen weiß sich also sehr wohl seinen Platz an der Sonne zu erkämpfen, und die Geschichte von seiner Bescheidenheit und von dem Blühen im Verborgenen, das so viele Dichter besungen haben, ist also nur eine Mythe, die mit der Wirklichkeit in einigem Widerspruch steht. Der Sprichwörterfaher des deutschen Volkes ist selbstverständlich auch am Veilchen nicht achlos vorübergegangen. „Ein Veilchen riecht besser als zehn Tulpen“ ist ein sehr zutreffender Ausspruch, um zum Trost, daß alles Begehrie nicht auf der Stelle oder etwas erst nach dem andern zu verlangen sei, heißt es: „Veilchen und Lilien blühen nicht immer“ oder „Wenn die Veilchen blühen, können die Nessel noch nicht reif sein.“ Falls man jedoch einen launteren Charakter im Gegensatz zu dessen schlacker Umgebung in das richtige Licht rücken will, urteilt man: „Veilchen wachsen nicht als Nessel.“ Die erste Gemahlin des Kaisers Napoleon I., Josephine, hatte das Veilchen zu ihrer Lieblingsblume erkoren, dadurch wurde es auch die Lieblingsblume des Kaisers und so schließlich die Parteiblume der französischen Bonapartisten. Als der Wurinator von Elba zurückkehrte, begrüßten ihn die alten Garden mit dem Rufe „Voilà! Voilà! le père la voilette!“ (Seht, der Vater Veilchen!) In gerabener aufstehender Weise trug die Kaiserin Eugenie, die Gemahlin des dritten Napoleon, bei Spazierfahrten, in Gesellschaften und auf Bällen an ihrer Kleidung das Veilchen, die Blume der Bonapartisten zur Schau, und als Napoleon III. am 9. Januar 1873 in Chislehurst aufgebahrt lag, breiteten sich die von seinen Anhängern aus Frankreich gesandten Veilchenkränze gleich einem dichten violettblauen Teppich um sein Todeslager. Auch den Hohenzollern war dieses liebliche Kind des Frühlings ein stets willkommenes Gast. So sah Friedrich Wilhelm III. von Preußen das Bild seiner Gemahlin, der Königin Luise, gern mit Veilchen geziert. Ein mit Lorbeer und Veilchen bekränzt Bildnis der Königin stand auch vor ihm auf demselben Tische, an dem er am 10. März 1813 K. Fr. Schinkel den Entwurf für das Eiserne Kreuz zur Ausführung übergab. Kaiser Wilhelm I. bevorzugte es gleichfalls, und der Teller, auf dem ihm gödlich sein zweites Kränzl aufgetragen wurde, zeigte eine Veilchenumrahmung. Jedem ist es ja auch bekannt, daß das liebliche Blaugülein der Blumenwelt die Lieblingsblume des Kaisers Friedrich gewesen ist. Eine besondere Vorliebe für das Veilchen zeigte Goethe an den Tag. Unser größter Dichter wollte sich nicht nur selbst an ihm erfreuen, sondern auch anderen die gleiche Freude bereiten. Darum streute er auf Spaziergängen häufig den Samen der Blume aus. Noch heute werden die in der Nähe Weimars blühenden Blaugülein „Goethe-Veilchen“ genannt. Goethes wunderschönes Lied: „Ein Veilchen auf der Wiese stand / Gehilcht in sich und unbekannt; / Es war ein herzig's Veilchen“ — ist bekanntlich von Mozart, J. F. Reichardt und anderen Komponisten vertont worden. Mit der unigen Melodie Mozarts wird es noch heute vielfach zum Vortrag gebracht.

Praktische Verwendung von eingemachten Gemüsen.

Die zeitweise zum Verkauf freigegebenen eingemachten Gemüße werden im allgemeinen nur in kleinen Portionen verpackt und reichen ohne besondere Beigaben von Fleisch und Kartoffeln nicht zur richtigen Sättigung. Außerdem spielen gerade die feineren Konserven, Sargel und Schoten, für die Sättigung keine besonders große Rolle. Da empfiehlt es sich, diese Konserven für Suppengerichte zu verwenden. J. B. Koch man eine nicht zu dicke Kartoffel-Suppe, die selbstverständlich durch ein Sieb gefriesen wird, und gebe kurz vor dem Anrichten eine kleine Dose mit eingemachten Schoten (Erbsen) oder Schnittsargel hinein. Auch etwas von dem Konservenwasser kann mitverköcht werden. Der Geschmack des Gemüses verleiht die Suppe sehr. Suppe von Hafermehl oder Weizenmehl oder Gerstengröße, die sehr sorgfältig gekocht und durch ein Sieb gefriesen wurde, kann in gleicher Art mit diesen Gemüßen gemischt werden. Ein aufgelöster Brühwürfel oder etwas Suppenwürze kräftigt die Suppen im Geschmack. — In gleicher Weise empfiehlt sich die Verwendung geringer Vorräte von Dörrgemüsen. Das gewaschene Dörrgemüse wird abends in Wasser gelegt, mit demselben Wasser und etwas Knochenbrühe oder einem Brühwürfel halb weich gekocht und dann mit soviel Wasser vermischt, als man Suppe haben will. Nach Belieben gibt man die Suppe mit Kartoffeln oder Orkymehl. Das Gemüse kocht man vorher vollständig gar, gibt, je nachdem man kann, etwas Butter und Salz und, wenn beliebt, etwas gehackte Petersilie dazu. In Stücke geschnittene, für sich allein gargekochte Kartoffeln können auch nebenher gereicht werden. Die Suppe ist in verdünnter Terrine anzurichten. (Aus „Dies Blatt gehört der Hausfrau“.)

— **Soltet Euch Ziegen!** Von behördlicher Seite ist häufig die Ziegenmilch angelegentlich empfohlen worden, um dadurch der Knappheit der Kuhmilch einigermaßen zu begegnen. Die Wochenzeitschrift „Dies Blatt gehört der Hausfrau“ betont, daß auch vom hygienischen Standpunkt der Genuß der Ziegenmilch vorzuziehen werden kann. Ihre Vorzüge in dieser Hinsicht beruhen auf ihrer leichten Verdaulichkeit, daß sie in keinem Hohen erkrankt und dann am meisten der Frauenmilch ähnelt; des weiteren kommt in Betracht, daß die Ziege im allgemeinen von Krankheiten, namentlich von Tuberkulose, Masch- und Mennschende, verschont bleibt. Die Ziegenmilch kann demgemäß fast immer roh genossen werden, wodurch sie ebenfalls an Verdaulichkeit gewinnt. Daß die Ziege trotz ihrer Vorzüge noch immer wenig Freunde gefunden hat, kommt zum Teil daher, daß unsere Milchziegen, in Winter trocken stehen und man immer wieder genötigt ist, zur Kuhmilch, die es das ganze Jahr hindurch gibt, zurückzugreifen. Soll also die Ziegenhaltung sich heben, so ist vor allem das Hauptziel dahin abzuwenden, daß man zwei Ziegen zur Verfügung hat, von denen die eine im Sommer, die andere im Winter Milch liefert. Eine gute Milchziege muß nicht allein hornlos, sondern auch kurzhaarig sein, und regelmäßige Körperpflege (mit Bürste und Striegel) darf nicht vernachlässigt werden. Unter den durchausgütheten Rassen erweist sich heute die weiße Saanenziege mit Recht großer Beliebtheit, doch auch die schwarzbirgen leisten an Milchergiebigkeit und Fruchtbarkeit dundwog Gutes. Eine halbwegs gut gefütterte und sorgfältig gepflegte Ziege liefert täglich bei dreimaliger Melkung mindestens zwei Liter Milch, es gibt jedoch unter den vier- und mehrjährigen diese, die täglich bis zu vier und fünf Liter geben; Futter, Haltung und Pflege der Tiere, sowie Beschick beim Melken (jedemal gründliches Auswässern bis auf den letzten Tropfen) beeinflussen die Milchmenge wesentlich. Die Wahl der Art richtet sich am besten nach der Klasse, der der in der Nähe des Ziegenhalters bereits haltene Springbock angehört. Die Ziege ist bekanntlich sehr wählerlich im Futter; wäzrige, saftige Kräuter frisst sie am liebsten. Frühjahr und Sommer bieten an Gras, Kräutern, Laub von Bäumen und Sträuchern (Ulme, Bappel, Buche, Dajelnuß, Weißdorn, Hovfen, Wazie) eine große Auswahl; ihr liebtes Dürrfutter für den Winter ist Luzerne und Grummet, Hafer- und Gerstentroh. An Kraftfutter erhält sie in der Tränke Schrot und Weizenkleie.

Büchertisch.

— **Wärth, Dr. B., Das Großh. Hessische Wappen** in seiner geschichtlichen Entwicklung; mit 2 Farbenskizzen und 22 Abbildungen im Text; 105 bzw. 123 Seiten. Das Buch ist die Festgabe des Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen zum hundertjährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs. Würdig reiht es sich an die bereits große Zahl von Sonderdrucken an, die wir über die Wappen der einzelnen deutschen Bundesstaaten und Länder besitzen, und füllt zugleich die bisher bezüglich Hessens bestehende Lücke aus. An der Hand geschichtlich belegter Bild Darstellungen führt der Verfasser den Leser durch die ganze Entwicklungsgeschichte des hessischen Wappens, von der Zeit an, da es noch mit dem thüringischen Landgrafenwappen einer Gestalt war, durch die der alten Landgrafschaft, die der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt bis zu denen des Großherzogtums. So gewiß die Darstellung in einer geschichtlichen Erläuterung

des Staatswappens, das Großherzog Ernst Ludwig im Jahre 1802 seinem Hessenland verlieh. Zahlreiche Streifen des auf die Entwicklungsgeschichte des hessischen Staats und seines Teils, sowie auf allgemeinen wappenkundliche Fragen durchsetzen die Darstellung. Wie jedem Geschichts- und Wappenfreund überhaupt, so bietet das Werk jedem Hessen insbesondere Gelegenheit, die ihm täglich entgegenstehenden Wappenbilder des hessischen Fürstentums zu verstehen und zu erklären. Von praktischem Wert aber ist es nicht nur für die zahlreichen Stellen, insbesondere Baubehörden, die amtlich mit dem Gegenstand seiner Darstellung in Berührung kommen, sondern ebensowohl für den bildenden und darstellenden Künstler, den Kunstgewerbetler, das Gewerbe und das Handwerk. (Preis der einfachen Ausgabe: 3 M.; der größeren auf Velltpapier, in blau Leinen gebunden: 15 M.; der Faksimileausgabe, nummeriert, in Japan gebunden: 30 M.; Selbstverlag des Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen; Darmstadt, Reichenschießhof.)

— **Jan Gramakli, Der Krifall.** Ein Roman. In künstlerischem Umschlag M. 4.—, geb. M. 5.—. (Verlag Felix Leemann, G. m. b. H., Charlottenburg.) In diesem Roman, in dem köpfige Phantasie und naturalistische Darstellungskraft sich aufs innigste verbinden, offenbart sich wirklich einmal ein neuer schöpferischer Geist der Roman-Literatur. Als Zuschauer zunächst gerät der Erzähler in München in eine „Geheimloge“, bis er selbst in den Wirbel vielschichtiger Geschehnisse, Verbrechen und Visionen mit hineingerissen wird. Aus der süddeutschen Hauptstadt, deren Typen mit prächtigen Humor geschildert sind, geht es in der Strömung der Erlebnisgeschichte nach London und Amsterdam, schließlich nach Kopenhagen. Immer rascher und rascher wird das Tempo des Erlebens, immer atemloser die Spannung des Lesers, bis zum Schluß ein voller Akkord eine wahrhaft künstlerische Lösung bringt.

— **Das literarische Echo.** Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9. Das 1. Heft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Paul Nikolaus: Der Bürger; Paul Friedrich: Artur Brausewetter; Artur Brausewetter: Wenn man über sich selbst schreibt; Fritz Jungfer: Neue Kellerrbriefe; A. v. Gleichen-Rupprecht: Hauptfragen der Lebensgestaltung; Fedor v. Jobellig: Aus dem großen Kriege; G. Markull: Grillparzer und Goethes Egnont-Musik; — Echo der Willmen — Echo der Feinungen — Echo der Zeitschriften — Echo des Auslandes.

Ziegener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Spinat-Kartoffelklöße: Verwendung von Spinat und Kartoffelresten: Die kaltgewaschenen, gekochten Kartoffelreste werden durch die Presse gedrückt und mit einer feinen, geriebenen Zwiebel, etwas Mehl, etwas gewaschener und geriebener, alubadener Semmel, ein Ei, etwas Salz, geriebener Muskatnuß und 1 bis 1½ Obertasse Spinatgemüse (auf 500 bis 750 Gramm Kartoffeln) zu einem dicken, haltbaren Teig gemischt, den man ein Weilsten ruhen läßt. Dann formt man mittelgroße, runde Klöße und kocht sie in siedendem Salzwasser gar.

Fischragout: ½ Pfund geräucherter Fisch wird gewässert, 4 Pfund in der Schale gekochte Kartoffeln abgezogen und in Scheiben geschnitten. Sagenweise mit dem zerpfändeten Fisch in die Form getan. Eine gut gewürzte braune Eintrenne darüber gegossen und eine Stunde gebacken.

Protanstrich: 60 Gramm Butter, darin 2 bis 3 Zwiebelfein gar gebrüht und 1 Löffel Mehl dazu gerührt. Dann vier Bouillonwürfel in eine Tasse kochendes Wasser aufgelöst, 4 Blatt weiße Gelatine hinzu und darunter gemischt, kalt werden lassen.

Graupenpudding: 3 Tassen gemahlene Graupen, 3 Tassen Mehl, 3 Tassen Milch, 2 Tassen Zucker und 2 Päckchen Backpulver, alles gut vermischt und eine Stunde gebacken.

Bilderrätsel.



(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Buchstabenrätsels in voriger Nummer: Aufschriftung, Aufschreibung.